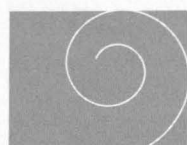


# SOZIALHILFE DER STADT BASEL

## JAHRBUCH 2007



SOZIALHILFE  
DER  
STADT BASEL

WIR HELFEN ZUR SELBSTSTÄNDIGKEIT



BÜRGERGEMEINDE  
DER STADT BASEL

## INHALTSVERZEICHNIS

- 5           **Integration und Ausschluss**  
*Ueli Mäder*
- 14           **Ende des Anstiegs in Sicht?**  
*Lea Schär-Sibler*
- 18           **Missbrauchsbekämpfung in der Sozialhilfe**  
*Alfred Trechslin*
- 27           **Strategien zur Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit**  
*Rolf Schürmann*
- 34           **Teillohn- und Gegenleistungsmodelle**  
*Andreas Bammatter*
- 38           **Die Stadthelfer:**  
**Ein Pilotprojekt zur soziokulturellen Integration bei der Sozialhilfe**  
*Anette Stade*
- 45           **Case-Management-Beratung auf dem Prüfstand**  
*Annette Elbert*
- 53           **Was geschieht mit vulnerablen AsylbewerberInnen?**  
*Thomas Mainx, Gerd Willms*
- 56           **Arbeiten mit jugendlichen Asylbewerbern**  
*Jens Jörn Jenrich*
- 58           **Was kann Verwandten von Sozialhilfeempfängern zugemutet werden?**  
*Elisabeth Braun*
- 60           **Genügende Rechtsgrundlage für Sozialhilfeleistungen**  
*Elisabeth Braun*
- 62           **Beschwerden gegen Sozialhilfe**  
*Elisabeth Braun*
- 65           **Steigende Kosten und sinkende Erträge**  
*Bernhard Stöcklin*
- 69           **Ökonomische und soziale Theorien in der Praxis**  
*Rolf Maegli*
- 77           **Anhang zum Jahrbuch**  
**Auszug aus dem Verwaltungsbericht 2006**

# INTEGRATION UND AUSSCHLUSS

Gastbeitrag zum Jahrbuch 2007

**Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklungen führen zu neuen Erscheinungsformen der Armut. Neben dem herkömmlichen Bild von Armut als ein Zustand der materiellen Not kommen zusätzliche Faktoren von Armut, die sich durch Ausgrenzung aus tragenden sozialen Strukturen ergeben. Die Sozialhilfe als letzte Station sieht sich Anforderungen gegenüber, die sie allein nicht mehr lösen kann.**

*Ueli Mäder, ordentlicher Professor für Soziologie an der Universität Basel, Co-Leiter des Instituts für Soziologie, Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät und Dozent an der Hochschule für Soziale Arbeit (FHNW). Autor mehrerer Studien zur sozialen Ungleichheit.*

Die neue Armutsforschung befasst sich intensiv mit Fragen nach der Integration und dem Ausschluss. Sie betreffen die Sozialhilfe sehr direkt. Die beiden Begriffe deuten jedenfalls an, dass die Armutsfrage weit über das Geld, den Kontostand und das Ausmass der Sachhilfe hinaus reicht. Soziale Bezüge stehen im Vordergrund. Die Pluralisierung der Gesellschaft bringt neue soziale Differenzierungen mit sich. Sie verändert alte Klassen- und Schichtkonzepte. Aber wie? Gibt es kein Oben und Unten mehr? Ist die materielle Not verschwunden? Treten neue Formen der Desintegration an ihre Stelle?

Der Ausschluss gilt weithin als neue soziale Frage des 21. Jahrhunderts. Er dokumentiert eine besondere Form der sozialen Ungleichheit. Aber sind damit frühere Klassenanalysen passé, welche die alte soziale Frage als Arbeiter/innen- und Armutsfrage verstanden? Das ist eine der Kernfragen, mit denen ich mich auseinandersetze. Ich tue dies in sechs Schritten. Ich beziehe mich erstens auf eigene empirische Untersuchungen, insbesondere auf unsere Studie zur Dynamik von Integration und Ausschluss, und erläutere zweitens, wie verschiedene theoretische Ansätze die sozialen Fragen der Armut und des Ausschlusses thematisieren. Auf diesen Grundlagen frage ich drittens, inwiefern sich ein Diskurswandel feststellen lässt und wie dieser mit sozialstrukturellen Veränderungen korrespondiert. Viertens skizziere ich mit Bezug auf den Ansatz von Pierre Bourdieu ein dynamisches Raumkonzept, das vertikale und horizontale Gliederungen integriert und mehrdimensional verortet. Daran schliesst fünftens mein empirisch unterlegter Versuch einer Synthese an. Hinzu kommen sechstens mögliche Folgerungen für die Sozialhilfe.

Vorab noch ein Wort zu den Begriffen: Ich verstehe die Integration zunächst als einen Prozess des Einbezugs in ein Geflecht sozialer Beziehungen. Die Partizipation ermöglicht den Individuen die aktive Teilnahme und Teilhabe am gesellschaftlichen Gefüge. Zur Integration gehört der Ausschluss. Er bezieht sich auf gegenläufige Prozesse der Loslösung und Entkoppelung. Diese Dissoziation geschieht oft unfreiwillig. Sie kann aber auch von den Akteurinnen und Akteuren gewollt sein.

## AKTUELLE NATIONALFONDSSTUDIE ZUR SOZIALHILFE

Im Rahmen des Nationalfondsprogramms «Integration und Ausschluss» (NFP 51) untersuchten wir, wie sich die Kategorisierung auswirkt, nach welcher die Sozialhilfe ihre Klientel einteilt.<sup>1</sup> Wir analysierten, wie die Sozialhilfe versuchsweise ihre Klientinnen und Klienten in den Kantonen Basel-Stadt, Basel-Landschaft und Fribourg segmentiert(e). Dabei interessierten: die Kriterien der Segmentierung, die Auswirkungen auf die berufliche und soziale Integration sowie die Frage nach der möglichen Stigmatisierung sozial Benachteiligter. Wir befassten uns mit der Segmentierung der Sozialhilfeklientel auf drei Ebenen: erstens auf der Ebene der Diskurse, zweitens auf der Ebene der Institutionen und drittens auf der Ebene der konkreten Erfahrungen und Sichtweisen von Betroffenen. Die Diskursanalyse gibt Aufschluss über die Konzepte der Segmentierung. Offene Interviews mit Fachleuten der Sozialpolitik, der Behörden und der sozialen Arbeit gewähren ferner einen

<sup>1</sup> Ueli Mäder (Antragsteller), Carlo Knöpfel, Stefan Kutzner (Koordination): «Sozialhilfe in der Schweiz: Integration und Ausschluss durch Segmentierung von KlientInnen». Wissenschaftliche Mitarbeit: Eliane Boss, Claudia Heinzmann, Daniel Pakoci

Einblick in die Praxis der Segmentierung. Interviews mit Klientinnen und Klienten der Sozialhilfe vermitteln zudem Hinweise auf die Wirkung der Segmentierung. Einen wichtigen Kontext bildet der sozio-ökonomische Strukturwandel. Die Erosion der Vollbeschäftigung und der Ungleichheit bei den Einkommen und Vermögen verstärken derzeit den (Veränderungs-)Druck auf die sozialen Sicherungssysteme und die Sozialhilfe. Unsere Forschungsergebnisse sollen daher dazu beitragen, die sozialpolitische Diskussion über die künftige Ausgestaltung der Sozialhilfe zu fundieren und die professionelle Praxis der Sozialarbeit weiter zu qualifizieren. Soviel zur Studie. Ich greife hier einen wichtigen Aspekt daraus auf. Er deutet darauf hin, wie eng Prozesse der Integration und des Ausschlusses miteinander verknüpft sind und die Armutsfrage prägen. Zum einen gibt es neue Formen der sozialen Integration durch den beruflichen Ausschluss, weil Betroffene mehr Zeit für sich und ihre sozialen Beziehungen haben. Zum anderen gibt es auch neue Formen des sozialen Ausschlusses durch die berufliche Integration. Das klingt absurd. Aber dieses lässt sich etwa dann feststellen, wenn sich die berufliche Integration in prekäre Arbeitsbereiche mit geringer sozialer Sicherheit vollzieht.

Die Sozialhilfe konzentriert ihre Anstrengungen auf Sozialhilfeabhängige, die noch intakte Chancen haben, im ersten Arbeitsmarkt eine Beschäftigung zu finden. Wer zu dieser ersten Gruppe gehört, erhält weniger Mittel für den Grundbedarf, aber mehr Geld, wenn die Erwerbsintegration zustande kommt. Die finanziellen Anreize erweitern den Handlungsspielraum. Etliche Sozialhilfeabhängige schätzen das. Sie fühlen sich ernst genommen, stärker beachtet und akzeptieren mögliche finanzielle Einbußen. Andere Sozialhilfeabhängige fühlen sich durch die privatisierten Risiken mehr gestresst. Sie erleben unter diesen Bedingungen selbst die erfolgreiche Erwerbsintegration als Ausschluss. Denn diese findet primär im prekären Niedriglohnsektor statt, was soziale Beziehungen belasten und zu einem (Teil-)Ausschluss durch Integration führen kann. Eine zweite Gruppe bilden die Personen, die zwar nicht mehr für den ersten Arbeitsmarkt infrage kommen, aber für den zweiten, geschützten Arbeitsmarkt oder für Gegenleistungsmodelle. Bei den Gegenleistungen hängt die Unterstützung von der Bereitschaft ab, eine sozial, kulturell oder ökologisch relevante Arbeit zu verrichten. Ich gehe hier nicht weiter auf diesen speziellen Integrationstyp ein. Eine dritte Gruppe bilden Sozialhilfeabhängige, die sich laut Sozialhilfe weder in den ersten Arbeitsmarkt integrieren können, noch in der Lage sind, als Gegenleistung für ihre Unterstützung gemeinnützige Tätigkeiten zu verrichten. Sie erhalten das Geld nun mit weniger Auflagen. Den einen entspricht diese Vereinfachung. Sie können auf Pro-forma-Bewerbungen verzichten und mehr das tun, was sie gerne tun. Der Ausschluss aus der Erwerbsarbeit gibt ihnen die Möglichkeit, sich um ihre soziale Integration zu kümmern. Der Ausschluss fördert also ihre Integration. Das scheint widersprüchlich zu sein, hat aber eine eigene Logik. Dazu ein Beispiel: Ein Journalist, der psychisch erkrankt ist, kann nun dank der Verortung in diese «Gruppe der Abgeschobenen» interessante Geschichten schreiben, statt «Kurzmeldungen für den Medienmarkt zu produzieren». So seine Erklärung. Andere, die zu dieser dritten «Gruppe der Ausgemusterten» gehören, suchen verzweifelt einen «richtigen Job». Sie wehren sich gegen die vorgenommene Kategorisierung, die sie als Stigmatisierung erleben. «Ich will Arbeit und keine Rente», sagt eine gut fünfzigjährige Bezügerin von Sozialhilfe. Sie spricht mehrere Sprachen, hat schon zwei Bücher publiziert und versteht nicht, warum ihr «die Behörden eine richtige Arbeit verwehren». Sie erlebt den Ausschluss nicht als Chance zur sozialen Integration, obwohl sie gerne Bilder malt und ausstellt, aber das «lieber nur als wirkliche Freizeitbeschäftigung».

#### THEORETISCHE ANSÄTZE UND GRUNDLAGEN

Ich versuche nun zunächst weiter zu präzisieren, was konzeptionell mit den beiden Begriffen Integration und Ausschluss gemeint ist, die einander oft entgegen gesetzt werden. Ein präziseres Verständnis ist wichtig, weil Analysen der Armut auf diese Termini rekurrieren. Aber wie? Eine fragmentarische Skizze mag dokumentieren, wie unterschiedlich die empirischen und theoretischen Konzepte sind, die sich hinter den Definitionen verbergen.

Die schwierig operablen Begriffe Integration und Ausschluss umreißen laut Kronauer (2003:1) eine der kritischsten Problemlagen der gegenwärtigen Gesellschaftsentwicklung. Kontroversen beziehen sich auf die Fragen, wie sich die soziale Integration fassen lässt: Geht es um gesellschaftliche Stabilität (Systemtheorie) oder um die Teilhabe von Individuen an politischen Prozessen (Armutsforschung)? Und bedeutet der Ausschluss eine Abkehr von der Gesellschaft, als ob sich das «Innen»



vom «Aussen» klar abgrenzen liesse? Der Begriff Ausschliessung hat den Vorteil, dass er das Prozesshafte stärker akzentuiert. In der europäischen Soziologie sind allerdings die Begriffe Inklusion und Exklusion gebräuchlich(er). Gemeinsame Wurzeln gehen auf klassische Ansätze zurück: beispielsweise auf Max Webers «soziale Schliessungen», auf Emile Durkheims «Anomie» und auf Georg Simmels integrative Unterscheidung zwischen «Drinnen und Draussen». Georg Simmel (1858–1914) verfasste vor rund hundert Jahren einen «Exkurs über den Fremden» (1908/1983: 509–512) und verglich den Fremden mit dem Armen. Beide, der Fremde und der Arme, befinden sich in der Gesellschaft drinnen und draussen. Sie sind drinnen und draussen, nicht drinnen oder draussen. Simmel nimmt hier eine Ambivalenz und Dynamik vorweg, mit der spätere Ansätze die «reflexive Modernisierung» kennzeichnen. Soziologe Ulrich Beck (1986:14 ff.) beschreibt die «zweite Moderne» als «Epoche des Und». Das «Sowohl-als-auch» löst das «Entweder-oder» ab. Gleichzeitigkeiten ersetzen Ungleichzeitigkeiten. Sie überlagern scheinbar ultimative Gegensätze.

Die Begriffe Inklusion und Exklusion gehen auch auf systemtheoretische Ansätze zurück: auf Talcott Parsons strukturell funktionale Theorie und auf Niklas Luhmanns Unterscheidung einer ersten und zweiten Exklusion. Die erste Exklusion ist mit der Inklusion eng verknüpft. Als Teilausschluss ermöglicht sie, wie Kronauer (1998:2) interpretiert, eine gewisse Eigenständigkeit. Die zweite Exklusion fasst den Ausschluss kategorischer. Luhmann entdeckte sie vorwiegend in marginalisierten Bevölkerungsschichten in Lateinamerika. Nassehi (1997: 137) diskutiert die Inklusion und Exklusion ebenfalls aus systemtheoretischer Sicht. Er wendet sich dagegen, Desintegration primär als Verlustdiagnose zu betrachten. Die dynamische Armutforschung betont soziale Faktoren der Inklusion und Exklusion. Robert Castel versteht die Exklusion als Prozess der Entkoppelung. Er nennt sie «désaffiliation». Serge Paugam spricht von «disqualification sociale». In den USA ist der Begriff «underclass» verbreitet. Er geht auf Gunnar Myrdal zurück, betont die vertikale Gliederung und wird kritisiert, selbst diskriminierend zu sein. Der ehemalige US-Präsident Bill Clinton sprach von «outer class» (Silver 1995:59). Soziale Ungleichheit erscheint dabei (wieder) als dichotomes Innen und Aussen.

Die Begriffe Inklusion und Exklusion haben den Vorteil, mehrdimensional zu sein. Sie sind nach meinem Verständnis relational, interaktiv und keine Kompaktbegriffe, auch wenn sie manchmal so verwendet werden. Die Vorteile der dynamischen Begriffsfassung gelten, etwas eingeschränkt, auch für die Termini Integration und Ausschluss. Ich verwende sie hier wegen der Anschlussfähigkeit zum erwähnten Nationalfondsprogramm (NFP 51) und zur Europäischen Union, die am 1. Mai 1999 die «Bekämpfung von sozialer Ausgrenzung» als sozialpolitische Zielsetzung beschlossen hat. Ich verwende diese Begriffe auch deshalb, weil sie gegenläufige und miteinander verschränkte Prozesse ausdrücken, welche die Dynamik der Armut prägen. Aber wie? Das ist hier weiter zu erörtern.

#### DYNAMIK DER ARMUT

In einer früheren Armutsstudie (Mäder et al. 1991) untersuchten wir bereits die Dynamik zwischen Integration und Ausschluss. Ich gehe hier nicht weiter darauf ein, greife aber zwei Aspekte auf, die aktuelle Befunde kontrastieren. Wir beurteilten nämlich seinerzeit die Dynamik zwischen Integration und Ausschluss teilweise anders als in unseren neuen Studien über die Sozialhilfe (NFP 51) und über die Working Poor (NFP 45). Damals überwog der Eindruck, bei den Armutsbetroffenen seien insbesondere die Working Poor als erwerbstätige Arme relativ gut integriert. Sie bräuchten, nahmen wir an, wie Alleinerziehende vorwiegend Geld, um ihre existenziellen Bedürfnisse zu befriedigen.

In unserer neuen Studie über Working Poor (Kutzner et al. 2004) stellen wir indes eine Kumulation sozialer Probleme fest, die sich mit anhaltender Abhängigkeit ergibt und selbst bei zunehmender Erwerbsintegration – gleichzeitig – gegenläufige Ausschlusstendenzen verstärkt. Konkret: Wir analysierten die soziale Lage von 260 aktuellen und 140 ehemaligen Working Poor. Bei diesen ehemaligen Working Poor, die mittlerweile ihre finanzielle Situation verbesserten, erzielten rund 25 Prozent mehr Einkommen dank Weiterbildung. Weitere 25 Prozent erhöhten ihr Salär, weil sie zusätzliche Jobs zu vorwiegend prekären Arbeitsbedingungen annahmen. Weitere 25 Prozent stabilisierten ihre Situation über eine Sozialversicherung (AHV, IV). Die restlichen 25 Prozent steigerten ihr Einkommen durch die Veränderung der Lebensform, beispielsweise durch Heirat (mit Doppelverdienst) oder durch endende Unterstützungspflichten (Auszug von Kindern). Bei allen erwähnten Gruppen konnten sich viele Einzelpersonen und Familien auch deshalb finanziell verbessern, weil sie in kleinere, günstigere Wohnungen (in Quartieren mit hoher Verkehrsdichte) zügelten.

Sie verbesserten ihre finanzielle Lage, indem sie ihre Wohnsituation verschlechterten. Die Integration in einen Bereich basierte auf dem Rückzug beziehungsweise Ausschluss aus einem andern.

Bei der früheren Basler Armutsstudie (1991) fiel uns auch ein starker innerer Rückzug sozial Benachteiligter auf. Viele der interviewten Armutsbetroffenen fühlten sich relativ stark für Verhältnisse verantwortlich, die primär gesellschaftlich verursacht sind. Wir erklärten uns diesen Rückzug durch den hohen gesellschaftlichen Individualisierungsgrad und die verbreitete Tabuisierung der Armut. Das Schweigen führt dazu, dass Betroffene nach aussen den Anschein erwecken, alles sei in bester Ordnung, auch wenn sie selbst einen hohen Leidensdruck verspüren. Heute weisen etliche Anzeichen darauf hin, dass sich resignative Haltungen und depressive Verstimmungen teilweise auch in Empörung verwandeln. Das mag mit Schlagzeilen über «abgehobene Managerlöhne» und mit der persönlichen Wahrnehmung sozialer Ungleichheit zu tun haben. Wenn Eltern erleben, wie ihre Kinder keine Lehrstelle finden, während andere sehr hohe Saläre erzielen, empfinden sie Wut. Diese kann sich unterschiedlich auswirken. Die Empörung kann die Bereitschaft fördern, sich mehr für eigene Interessen einzusetzen. Sie kann aber auch die Gefahr erhöhen, Halt bei autoritären und populistischen Kräften zu suchen, die eine rigide Ordnungsrufe mit strukturellen Ausgrenzungen anstreben.

Je nachdem, wie wir die Dynamik der Armut zwischen Integration und Ausschluss beurteilen, ergeben sich andere Interventionsstrategien. (Mäder/Schmassmann 2004:21–37) Von einer mechanischen Trennung ausgehend, dominierte in der Armutsforschung lange ein ultimatives Entweder-oder. Die einen betonten die innere Dynamik der Armut, andere die äussere. Beide konnten sich dabei auf renommierte Vordenker berufen. Oscar Lewis (1966) beschreibt als «Culture of Poverty», wie subjektive Faktoren eine eigene Kultur der Armut prägen. Er unterscheidet den Lebensstil armer Menschen von dem anderer Gesellschaftsmitglieder. Lewis stellt fest, dass sich die Lebensstile von Armen in verschiedenen Gesellschaften ähneln. Er leitet aus seinen Beobachtungen eine gemeinsame Kultur der Armut ab. Diese beinhaltet Verhaltensweisen, die gelernt und weiter vermittelt werden. Sie äussern sich in bestimmten Wertvorstellungen. Die Annahme einer Kultur der Armut geht davon aus, dass die Betroffenen in relativ geschlossenen Milieus leben, in denen jeweils eigene und spezifische Handlungsorientierungen ausgebildet sind. Lewis interpretiert die Kultur der Armut als Ausdruck einer eigenständigen Lebensform, die über Sozialisation an kommende Generationen weiter gegeben wird. Auf der individuellen Ebene sieht Lewis ein Gefühl der Abhängigkeit und Unterlegenheit, der Resignation und des Fatalismus. Hinzu kommen eine gegenwartsbezogene Sichtweise der Welt und eine Unfähigkeit, Zukunftspläne zu entwerfen und zu realisieren. Auf der gesellschaftlichen Ebene weist Lewis auf die mangelnde Integration in das öffentliche Leben hin. Die Armen gehören selten einer Gewerkschaft oder einer anderen Vereinigung an. Sie beteiligen sich kaum an Parteiaktivitäten, besuchen keine Museen und beziehen sich stark auf die eigene Familie. Lewis betrachtet die Kultur der Armut also nicht bloss als Reaktion der Armen auf ihre randständige Existenz in einer Gesellschaft, die durch Klassenschichtung und Individualismus geprägt ist. Die Kultur der Armut vermittelt vielmehr selbst Handlungsorientierungen, die von den Armen verinnerlicht und von einer Generation an die nächste weiter gegeben werden. Sie perpetuiert die Armut und verfestigt Merkmale zu Mechanismen, die den Fortbestand der Armut begünstigen. Fatalistische Einstellungen und resignative Verhaltensweisen erleichtern es, «die Situation so zu nehmen, wie sie nun mal ist».

Andere Forschungsarbeiten über Personen mit wenig Einkommen lassen Zweifel an der These der Kultur der Armut aufkommen. Charles Valentine (1968) weist auf die Bedeutung gesellschaftlicher Rahmenbedingungen hin. Er setzt der psycho-sozialen Hilfe die sozio-ökonomische entgegen. Valentine stellt fest, wie sich Arme in der Lokalpolitik engagieren, die institutionellen Angebote nutzen, Mietvereinigungen und Quartierräte bilden. Er betont, dass die Lebensstile der Armen vielfältige Unterschiede aufweisen und soziale Benachteiligungen nicht durch kulturelle Zwänge entstehen. Der Kulturbegriff impliziert, dass Armutsbetroffene ihr Verhalten über Sozialisationsprozesse verinnerlichen, gegen Wandel relativ resistent sind und sich an festen Werten orientieren. Nach Lewis wird eine Kultur der Armut zwar durch Umstände wie die Arbeitslosigkeit oder niedrige Einkommen gefördert. Wenn die Subkultur der niedrigen Einkommensgruppen aber etabliert ist, entfaltet sie eine eigene Dynamik, die auch bei veränderten Umständen bestehen bleibt, da die Kultur der Armut von den Normen und Werten der Mehrheitskultur einer Gesellschaft weitgehend

abgekoppelt ist. Charles Valentine wendet sich indes dagegen, das Verhalten der Armen als eine Reaktion auf verinnerlichte kulturelle Muster zu interpretieren. Er versteht deren Verhalten als eine Reaktion auf strukturelle und auch auf situative Zwänge. Anders ausgedrückt: Die Armen werden durch quasi objektiv erfassbare Tatsachen wie niedrige Einkommen oder Arbeitslosigkeit gezwungen, so zu handeln, wie sie es tun. An diesem Ansatz orientieren sich Vorstellungen, die davon ausgehen, dass (erwerbstätige) Arme primär ein ergänzendes Einkommen benötigen und ihr Verhalten verändern, sobald sich die Umstände verbessern. Arme orientieren sich demnach an zentralen gesellschaftlichen Normen. Sie übernehmen gängige Werte, auch wenn sie selbst nur beschränkt in der Lage sind, entsprechende gesellschaftliche Ansprüche zu erfüllen. Arme übernehmen also nach diesem Ansatz weitgehend die Einstellungen und Verhaltensweisen der «Mehrheitskultur».

Die Debatte zwischen Struktur und Kultur ist etwas theoretisch. Ich erwähne sie kurz. Die Debatte entbrannte neu in den 1980er-Jahren. Charles Murray (1984) lancierte die Offensive durch die Veröffentlichung eines provokativen Essays. Er versucht aufzuzeigen, wie die Entstehung der amerikanischen «Underclass» in den fortschrittlichen Politiken des Sozialstaats wurzelt. Die Programme zur Bekämpfung der Armut haben seiner Auffassung nach zur Folge, dass sich die Armen eben wie Unterstützte verhalten. Die Hilfe hindere sie relativ weitgehend daran, Erwerbsarbeit zu suchen oder zu heiraten, um die Verantwortung für Kinder zu teilen. William J. Wilson (1987) setzt dieser Einschätzung vier Thesen entgegen, um die Zunahme der Armut und der sozialen Probleme (vor allem in den schwarzen Ghettos der Vereinigten Staaten) zu erklären. Die erste These bezieht sich auf den Wandel der Arbeitsplätze. Konkret: Die Nachfrage nach gering qualifizierten Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern in der Industrie ist seit den 1970er-Jahren tendenziell rückläufig. Das führt zu einem Anstieg der Arbeitslosigkeit. Viele schwarze Jugendliche, die keine Arbeitsmöglichkeiten finden, wenden sich der Kriminalität, dem Verkauf von Drogen usw. zu. Die zweite These thematisiert die abnehmende Heiratsrate (bei Schwarzen), die Murray unter anderem auf die staatlichen Beihilfen für ledige Mütter zurückführt. Anders Williams. Er argumentiert mit dem sinkenden Angebot an Arbeitsplätzen. Mit dieser Verknappung nimmt auch die Zahl der «heiratsfähigen» Männer ab, die einer Erwerbsarbeit nachgehen und so eine Familie ernähren können. Nach der dritten These begünstigen in den 1970er-Jahren die beschleunigte Zunahme von Wohlstand und die Politik der «affirmative action» die Entstehung einer Mittelschicht (auch unter Teilen der Schwarzen), die von den inneren Städten in die Vororte zieht. Die «selektive Stadtfucht» führt zu einer zunehmenden Konzentration von Armut und sozialen Problemen in den (schwarzen) Ghettos. Nach der vierten These verleitet die sozial desorganisierte Nachbarschaft in benachteiligten Quartieren zur Nachahmung egoistischer Verhaltensweisen. So entsteht ein «pathogenes Milieu», weil alternative Integrationsmodelle fehlen. In diesem Milieu verschärfen sich soziale Probleme, die direkte sozialarbeiterische Interventionen erfordern, aber auch schwierig machen. Soviel zur Debatte über Struktur und Kultur.

Aus meiner Sicht sind die innere und äussere Dynamik der Armut eng miteinander verknüpft. Die unterschiedlichen Zugänge von Lewis und Valentine schliessen sich nicht aus. Was sich quasi drinnen und draussen vollzieht, bezieht sich dialektisch aufeinander. Das eine dokumentiert sich im andern. Und umgekehrt. Die Gleichzeitigkeit der Gegenläufigkeit hebt die Gegensätze nicht auf, verbindet sie aber. Ich halte es für wichtig, diese Dynamik zu beachten. Jean-Paul Sartre (1960, zit. in Hildenbrand 1996:39) deutete sie bereits an. Er fragte, was der Mensch aus dem macht, was die Verhältnisse aus ihm gemacht haben. Diese Sicht ist wichtig, aber nicht selbstverständlich. Im Kontext gängiger Subjektivierung der Armut führen dominante Diskurse davon weg, die Kontexte einzu beziehen. Sie vernachlässigen das Gesellschaftliche im Individuellen. Das zeigt sich bei aktuellen Sozialstrukturanalysen und beim Wandel der Debatten über die Armut. Sie betonen die Individualisierung und verharmlosen strukturelle Voraussetzungen der sozialen Ungleichheit, die auch für neue Formen der Armut zentral sind.

#### ANALYSEN SOZIALER UNGLEICHHEIT

Armut gründet auf sozialer Ungleichheit; was nicht heisst, dass soziale Ungleichheit stets Armut bedeutet. Soziale Ungleichheit liegt vor, wenn Mitglieder einer Gesellschaft dauerhaft in unterschiedlichem Masse über notwendige oder begehrte Güter verfügen. Es geht dabei um die Verteilung von Wohlstand, Ansehen und Macht. Was einst als Grundwiderspruch zwischen gesellschaft-



licher Produktion und privater Aneignung diskutiert wurde, wird heute eher selten thematisiert. In der Sozialstrukturforschung verlagert sich nach meiner Wahrnehmung der Blick von der vertikalen Schichtung zur horizontalen Gliederung. Das stellt auch Soziologe Rainer Geissler (2001:537) fest, der den Gewinn früherer Studien von Soziologe Theodor Geiger (1891–1952) für aktuelle Analysen sozialer Differenzierung aufzeigt. Ich komme darauf zurück. Klassenmodelle unterschieden im 19. Jahrhundert die Lohnarbeitenden vom Bürgertum nach der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel. Der politische Ökonom Karl Marx (1818–1883) interessierte sich für die bewegenden Kräfte der Geschichte. Er betrachtete die Interessengegensätze als Triebkräfte des sozialen Wandels. Sein Klassenmodell ist ein Konfliktmodell. Es inspiriert, was wir heute relative Verelendung nennen. Analysen sozialer Schichten und Klassen definierten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Menschen nach weiteren Merkmalen wie Beruf, Qualifikationen, Einkommen und Besitz. Angelika Diezinger und Verena Mayr-Kleffel (1999: 10f.) diskutieren diese Ansätze aus Sicht der sozialen Arbeit auch weiter führend unter dem Genderaspekt. Soziologe Max Weber (1864–1920) interessierte sich für die Entstehung des Kapitalismus. Entscheidend war für ihn nicht die Dynamik des Klassenkampfes, sondern die wachsende Bedeutung der Zweckrationalität. Als Ursache der sozialen Ungleichheit sah er die Lebensführung von Menschen in sozial geschlossenen Verkehrskreisen (mit spezifisch ständischer Lage). Durch soziale Schliessung reproduzieren Menschen soziale Ungleichheit, indem sie erlangte Vorteile sichern und andern den Zugang erschweren. Theodor Geiger formulierte sein (vertikal gegliedertes) Schichtmodell nach statistischen Angaben (über Berufe, Betriebe, Einkommen). Je nach Produktionsmittelbesitz, Beruf und Bildung ergibt sich eine objektive sozio-ökonomische Lage. Sie kann die Mentalität der Menschen prägen; dies allerdings weder kausal noch zwangsläufig. Wenn sich Lebensbedingungen und die Mentalität entsprechen, bilden Menschen eine soziale Schicht. Teile des Mittelstandes sind vor allem dann für «falsche Ideologien» anfällig, wenn sich die Loslösung von Tradition mit wirtschaftlicher Not paart. Soziologe Ralf Dahrendorf (2002: 175 ff.) geht bei seiner Differenzierung des Schichtmodells darauf ein, wie bedeutend beispielsweise soziales Prestige ist. Wiewohl nur vage fassbar, ist der Schichtbegriff seiner Auffassung nach gerade deshalb treffend, weil er nahe bei der Bewertung sozialer Ungleichheit liegt. Bei all diesen Ansätzen galt der Blick nach wie vor primär vertikalen Ungleichheiten. Das änderte sich im Verlaufe der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Neuere Theorien sozialer Lagen und Milieus beziehen im Kontext der Individualisierung das subjektive Wohl (Lebenszufriedenheit) stärker ein. Sie betonen neue soziale Differenzierungen und nehmen weitgehend an, dass diese die alten (sozialen) Klassegegensätze ablösen, was kritisch zu hinterfragen ist.

Soziologe Ulrich Beck vertritt eine Individualisierungsthese «jenseits von Klasse und Schicht» (1986: 121). Er subjektiviert die Armutfrage. Drei Aspekte kennzeichnen nach seiner Darstellung wesentliche Prozesse der Individualisierung: erstens die Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialformen, zweitens der Verlust traditioneller Sicherheiten und drittens neue Formen sozialer Einbindung (dank Wahlmöglichkeiten). Aber heben diese Prozesse der Individualisierung soziale Klassen einfach auf? Dass auch gut Gebildete erwerbslos werden können, belegt nach Beck eine gewisse Klassenlosigkeit sozialer Ungleichheit. Gesellschaftliche Integration vollzieht sich nach seiner Auffassung zunehmend individuell beziehungsweise unabhängig von der Schichtzugehörigkeit. Anhand der Abhängigkeit von Institutionen zeigt sich aber sehr wohl, wie die Krisenanfälligkeit vermeintlich individueller Lagen auch durch gesamtgesellschaftliche Bedingungen geprägt ist. Soziologe Stefan Hradil (1997) versteht unter dem Konzept sozialer Lagen eine gruppenspezifische Bündelung struktureller Lebensbedingungen. Soziale Schliessungen sind auch politisch verordnet. Der Staat verfügt über institutionelle Leistungen. Je nach dem, wie er den Zugang regelt, erzeugt er soziale Ungleichheiten. Durch den Einbezug von Bedürfnissen nach Kommunikation, Integration, Selbstverwirklichung und Emanzipation lassen Theorien sozialer Lagen vielfältige Dimensionen sozialer Ungleichheit zu. Eine mehr horizontale Gliederung scheint die vertikale zu überlagern.

Horizontal differenzierte Ungleichheiten stehen auch bei einzelnen Modellen sozialer Milieus im Vordergrund. Sie betonen die Lebensauffassung, den Lebensstil und die Wertorientierung. Lagen- und Milieuanalysen weisen auf wichtige Differenzierungen hin, vernachlässigen aber teilweise gesellschaftliche Gegensätze. Sie suggerieren eine Entwicklung von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Soziologe Gerhard Schulze (2000) fasst soziale Milieus als Erlebnisgemeinschaften. Er tendiert dazu, die Ursachen sozialer Ungleichheit ins Innenleben der Menschen zu verlegen. Nicht



die Knappheit, sondern die Qual der Wahl prägt seiner Auffassung nach das Handeln der Menschen und die soziale Ungleichheit. Laut Schulze hat die Suche nach Glück die Sorge um das Materielle abgelöst. Das erlebnisorientierte Denken ersetze das produkteorientierte. Der Alltag verkommt so zur Lebensbühne und Verlängerung der Innenwelt. Symbolwelten scheinen frei wählbar zu sein. Diese Sicht ist heute verbreitet. Sie wird aber auch durch andere Ansätze kontrastiert, die sich an früheren Klassenmodellen orientieren und betonen, wie das Sein und die materiellen Voraussetzungen das Bewusstsein prägen. Diese Ansätze verknüpfen aktuelle Formen der Armut mit der alten sozialen Frage. Sie weisen darauf hin, wie sich soziale Gegensätze auch heute in traditioneller Manier (Verteilung von Arbeit und Einkommen) manifestieren. Ich gehe in meiner Synthese am Beispiel der Schweiz weiter darauf ein, wie sich alte und neue soziale Fragen durchdringen, skizziere aber zuerst Sozialstrukturanalysen, welche diese Verschränkung bereits implizieren.

#### SOZIALES UND KULTURELLES KAPITAL

Rainer Geissler (2002:537) knüpft mit seinem Modell «dynamisch pluralisierter Schichtstruktur» an Theodor Geiger an. Er wendet sich gegen Modelle «sozialer Lagen», die am quantitativ ausgerichteten Schichtbegriff kritisieren, dass er keine wohlfahrtsstaatlichen Interventionen berücksichtigt und die Umverteilung durch Transferleistungen vernachlässige. «Seit den 80er-Jahren besteht in der deutschen Sozialstrukturforschung die Tendenz, die Lagen- und Milieu-Modelle gegen die Schicht- und Klassenmodelle auszuspielen», schreibt Geissler (ebd.). Er betrachtet «Schicht» und «Klasse» keineswegs als obsolet gewordene Begriffe, denen die sozialstrukturelle Entwicklung davon gelaufen sei. Geissler betont, «dass der Mainstream der deutschen Sozialstrukturforschung die realen Entwicklungen einseitig verzerrt wahrnimmt und wichtige fortbestehende Schichtstrukturen und Ungleichheiten übersieht».

Ein viel versprechender Ansatz, wie sich Struktur und Kultur sowie vertikale und horizontale Differenzierungen verbinden lassen, findet sich bei Soziologe Pierre Bourdieu (1984/1997), der im Jahr 2002 verstarb. Nach seiner Theorie des sozialen Raums markiert der Lebensstil den sozialen Ort der Menschen. Angehörige der Oberschicht sind eher in der Lage, einen spielerischen Umgang mit Wissen und Werten zu pflegen als Angehörige der Unterschicht. Bourdieu kritisiert, wie die Entdeckung kultureller Lebensstile dazu führt, die Gesellschaft mehr als Episode denn als Struktur zu betrachten. Konkurrenzbeziehungen zwischen den Handelnden kennzeichnen soziale Felder. Die Teilnahme am Spiel setzt ein Minimum an Einverständnis über die Existenz des Feldes voraus, dem spezifische Mechanismen der Kapitalisierung eigen sind. Das ökonomische Kapital ist wichtig, aber keineswegs die einzige Ressource. Neben dem wirtschaftlichen Kapital (Vermögen) gibt es auch das soziale Kapital (Beziehungen) und das kulturelle Kapital (Bildung). Diese Differenzierung ist für die Analyse der sozialen Ungleichheit bedeutend. Bourdieu (2004/2005) stellt auch den sozialen Raum mehrdimensional dar, der sich aus mannigfaltigen autonomen Feldern mit besonderen Formen der Beherrschung zusammensetzt. Dabei lassen sich asymmetrische Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen feststellen. Sie verfestigen sich zum Vorteil einzelner und durchkreuzen andere Felder, wie etwa bei der Herrschaft von Männern über Frauen. Die Kapitalisierungsformen sind autonom und manchmal rivalisierend; zum Beispiel bei klassischen Konflikten zwischen Besitzenden von ökonomischem und kulturellem Kapital oder zwischen Mächtigen aus der Wirtschaft und Intellektuellen aus der Wissenschaft. Die Kapitalisierungsformen sind auch untereinander vielfältig verschränkt. Einzelne Akteure kumulieren wirtschaftliches, kulturelles und politisches Kapital, während andere weitgehend ausgeschlossen bleiben. Das Feld der Macht ist ein Ort, an dem verschiedene Felder und Kapitalien aufeinander bezogen sind und sich auch Beherrschende bekämpfen.

Pierre Bourdieu (1993) verknüpft auch mit seinem Habituskonzept gesellschaftliche und individuelle Prägungen. Er dynamisiert damit die Debatten über die alte und neue soziale Frage beziehungsweise Armut. Soziostrukturelle Daseinsbedingungen prägen die Habitusstrukturen, die er als System relativ dauerhafter, sich wandelnder und übertragbarer Dispositionen versteht. Die verinnerlichte Disposition ist Grundlage für den sozialen Sinn, der die sozialen Akteure leitet. Der Habitus beeinflusst den Lebensstil, der mit feinen Unterschieden die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen dokumentiert, die sich im sozialen Raum positionieren und trotz Erscheinungen der Individualisierung keineswegs passé sind. Michael Vester verbindet die Ansätze von Max Weber, Theodor Geiger und Pierre Bourdieu mit der empirischen Milieuforschung. Sein Klassenbegriff erfasst die wirtschaftlichen

Positionen und die alltäglichen Lebensbedingungen der Individuen, die in sozialen Milieus auch ein (beschränktes) Eigenleben führen können. Strategien der sozialen Schliessung sind also immer auch ein Konzept zur Erhaltung der Macht. Horizontale soziale Differenzierungen basieren auf vertikalen. Neue soziale Fragen ergänzen die alten. Diese sind, wie der Wandel der Armut zeigt, zeitweise etwas in den Hintergrund geraten, gehören aber nicht der Vergangenheit an.

#### VERSUCH EINER SYNTHESE

Nach dem Zweiten Weltkrieg verbesserten in der Schweiz breite Bevölkerungsteile ihre materielle Lebenssituation. Die alte, vererbte Armut schien eine vernachlässigbare Restgrösse zu sein. Neue Formen der Armut äusserten sich etwa bei Suchtmittelabhängigen, Geschiedenen oder bei Sinnkrisen. Mit den rezessiven Einbrüchen der 1970er-Jahre veränderte sich die Situation. Die soziale Ungleichheit verschärfte sich. Erstens nahm seither die Erwerbslosigkeit zu. Sie ist für die alte soziale Frage und auch für die Entwicklung der Einkommen relevant. Zweitens halten Teile der nominell steigenden Löhne mit den Lebenshaltungskosten nicht Schritt. Drittens orientiert sich das relativ gute System der sozialen Sicherheit einseitig an der Erwerbsarbeit. Es vernachlässigt damit die veränderten Lebensformen (von Alleinlebenden, Alleinerziehenden, usw.), die für die neue Armut bedeutend sind. Und viertens erhöht sich die Kluft zwischen den oberen und unteren Einkommen und Vermögen (Mäder/Streuli 2002). Dass die relative Armut (im Sinne mangelnder sozialer Sicherheit) inmitten des Reichtums stattfindet, wird in stark individualisierten Gesellschaften wie der Schweiz subjektiv besonders als Ausschluss erlebt. In absoluten Zahlen haben sich die Betroffenen stark erhöht. In 3,2 Millionen Haushalten leben mittlerweile rund 220 000 Sozialhilfeabhängige, 200 000 Erwerbslose, 300 000 IV-Bezüger/innen und 500 000 Working Poor. Damit besteht ein relativ grosses «Ausschlusspotenzial». Die heterogenen Ursachen veranschaulichen, wie sich alte und neue Formen der Armut durchdringen. Das gilt auch für alte, oft vernachlässigte und neue, stärker wahrgenommene soziale Fragen (des Ausschlusses).

Dass das Individualisierungstheorem die Sozialstrukturanalysen und Armutsdiskurse zunehmend prägt, ist meines Erachtens im Kontext des verbreiteten Konsumismus verständlich und nachvollziehbar, aber nur ein wichtiger Teilaspekt. Die soziale Frage lässt sich heute weder auf die alte «Arbeiterfrage», noch auf die neue, mehr immaterielle Armut reduzieren. Nebst dem Zugang zu Produktionsmitteln und der grundlegenden Verteilung von Arbeit und Erlös sind Lebenslagen und soziale Milieus ebenfalls bedeutend. Neue Formen der (Des-)Integration und Ausgrenzung gehören mit ihren individuell spezifischen Ausprägungen dazu. Sie beeinflussen die aktuellen sozialen Fragen und bringen soziale Differenzierungen mit sich, die sich aber keineswegs nur horizontal verorten lassen. Der soziale Raum ist mehrdimensional. Er vereint die alte materiell geprägte soziale Frage mit der neuen, die sich besonders in der Dynamik zwischen neuen Mechanismen der Integration und des Ausschlusses manifestiert. Nebst neuen sozialen Differenzierungen bleiben alte vertikale bedeutsam. Die Integration beider Zugänge und Sichtweisen macht für mich die dynamische Armutsforschung aus. Sie bezieht zum einen Prozesse der Integration und des Ausschlusses ein, die Individuen und soziale Gruppen auch psychosozial betreffen; zum andern berücksichtigt sie aber auch, dass sich die Veränderungen von Milieus und Lebenslagen in einem sozialstrukturellen System vollziehen, das nach wie vor festlegt, was oben und unten ist.

Und was bedeutet das nun für die Sozialhilfe? Ich erwähne abschliessend und zusammenfassend nur ein paar wichtige Folgerungen.<sup>2</sup> Erstens: Die verstärkte Ausrichtung auf die Erwerbsintegration erweist sich für jene geförderten Klientinnen und Klienten als Überforderung, die zwar für diese Option infrage kommen, aber zunächst mehr psychosoziale Unterstützung benötigen. Zweitens: Die intensive Beratung ist wichtig, aber von beschränkter Reichweite, wenn der Arbeitsmarkt nicht mithält. Drittens: Die Sozialhilfe läuft als quasi letztes verbindliches institutionelles Auffangnetz Gefahr, zuviel Druck zu übernehmen und an ihre Klientel weiter zu geben. Viertens: Die Sozialhilfe muss versuchen, die Wirtschaft, die Politik und die vorgelagerten Systeme der sozialen Sicherheit mehr auf die Aufgabe der Existenzsicherung zu verpflichten. Fünftens: Wichtig ist, wie beschrieben, die Dynamik zwischen der Integration und dem Ausschluss, die eng miteinander verknüpft sind. Einerseits gibt es Formen des Ausschlusses, die über eine forcierte Integration zustande kommen. Andererseits ist es auch möglich, Integration über einen zeitweiligen «Ausschluss» mit guter Rücken- deckung zu erreichen.

<sup>2</sup> Zahlreiche weitere Folgerungen und Forderungen finden sich in unserer Publikation über Auswege aus der Sozialhilfe (Kutzner, Mäder, Knöpfel 2004, S. 207–237

## QUELLEN

- Beck Ulrich, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1986
- Bourdieu Pierre, Ökonomisches Kapital, soziales Kapital, kulturelles Kapital, in: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt: Sonderband 2), Schwartz, Göttingen 1983, 183–198
- Bourdieu Pierre, Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1984
- Bourdieu Pierre, Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Universitätsverlag, Konstanz 1997
- Bourdieu Pierre, Der Staatsadel, Universitätsverlag, Konstanz 2004
- Bourdieu Pierre, Die männliche Herrschaft, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 2005
- Castel Robert, Die Metamorphosen der sozialen Frage: eine Chronik der Lohnarbeit, Universitätsverlag, Konstanz 2000
- Dahrendorf Ralf, Über Grenzen. Lebenserinnerungen, C.H.Beck, München 2002
- Diezinger Angelika, Mayr-Kleffel Verena, Soziale Ungleichheit. Eine Einführung für soziale Berufe, Lambertus, Freiburg i.Br. 1999
- Geissler Rainer, Facetten der modernen Sozialstruktur – Modelle und Kontroversen, in: Jäggi et al. 2001, 537–551
- Heitmeyer Wilhelm, Was hält die Gesellschaft zusammen? Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1997
- Hradil Stefan (Hg.), Differenz und Integration, 28. Kgr. DGS, Bd. I, Campus, Frankfurt a.M. 1997
- Hradil Stefan, Immerfall Stefan (Hg.), Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich, Leske + Budrich, Opladen 1997
- Jäggi Victoria, Mäder Ueli, Windisch Katja (Hg.), Entwicklung, Recht, Sozialer Wandel, Peter Lang, Bern 2001
- Kreckel Reinhard (Hg.), Soziale Ungleichheiten, Schwartz, Göttingen 1983
- Kronauer Martin, Integration und Ausschluss: Neue Formen der sozialen Ungleichheit, neue Fragen für die Forschung, Paper, Schweizerischer Nationalfonds, 12.9.2003
- Kronauer Martin, Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus, Campus, Frankfurt a.M./New York 2002
- Kronauer Martin, «Exklusion» in der Armutforschung und der Systemtheorie: Anmerkungen zu einer problematischen Beziehung, in: SOFI-Mitteilungen, Nr. 26, Göttingen 1998, 117–126
- Kutzner Stefan, Mäder Ueli, Knöpfel Carlo (Hg.), Working poor in der Schweiz: Wege aus der Sozialhilfe, Rüegger, Zürich 2004
- Lewis Oscar, «The Culture of Poverty», in: Scientific American, 215/4, 1966, S. 19–25
- Luhmann Niklas, «Inklusion und Exklusion», in: ders., Soziologische Aufklärung 6: Die Soziologie und der Mensch. Westdeutscher Verlag, Opladen 1995, S. 237–264
- Mäder Ueli, Biedermann Franziska, Schmassmann Hector und Fischer Barbara, Armut in Basel-Stadt, Social Strategies, Karger Libri, Basel 1991
- Mäder Ueli, Für eine solidarische Gesellschaft, Rotpunktverlag, Zürich 1999
- Mäder Ueli, Streuli Elisa, Reichtum in der Schweiz, Rotpunktverlag, Zürich 2002
- Nassehi Armin, Inklusion, Exklusion-Integration, Desintegration, in: Heitmeyer 1997, 113–149
- Murray Charles, Losing Ground: American Social Policy 1950–1980, Basic Books, New York, 1984
- Paugam Serge, L'exclusion: usages sociaux et apports de la recherche, in: Jean-Michel Berthelot (Hg.), La Sociologie française contemporaine, PUF, Paris 2000, 155–171
- Neckel Sighard, Die Macht der Unterscheidung. Essays zur Kulturosoziologie der modernen Gesellschaft, Campus, Frankfurt a.M./New York 2000
- Schulze Gerhard, Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart, Campus, Frankfurt a.M./New York 2000 (1992)
- Silver Hilary, Reconceptualizing Social Disadvantage: Three Paradigms of Social Exclusion, in: Gerry Rodgers et al. (Hg.), Social Exclusion: Rhetoric, Reality, Responses. International Institute for Labour Studies, Genf 1995, 57–80
- Simmel Georg, Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Duncker & Humblot, Berlin, 1983 (6. A., 1. 1908)
- Steinforth Thomas, Was heisst «drinnen», was heisst «draussen»? in: Blätter der Wohlfahrtspflege, Nr. 4, 2002, 133–135
- Stichweh Rudolf, Inklusion/Exklusion, funktionale Differenzierung und die Theorie der Weltgesellschaft, Soziale Systeme, 3/1997, 123–136
- Valentine Charles A., Culture and Poverty. Critique and Counter-Proposals, Univ. of Chicago Press, Chicago 1968
- Vester Michael, Kapitalistische Modernisierung und gesellschaftliche (Des-)Integration, in: Heitmeyer 1997a, 149–207
- Weber Max, Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriss der verstehenden Soziologie, Mohr, Tübingen 1980